

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital

© 2018 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Printed in Germany
ISBN 978-3-596-32081-3

Copyright © 2005 by Sheldon Rusch
Published by Arrangement with Sheldon Rusch

Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen

Fischer

Weitere Informationen finden Sie auf
www.fischerverlage.de.

Die Morde tragen seine Handschrift – Edgar Allan Poe

Special Agent Elizabeth Hewitt ist entsetzt: Der Schauplatz des Verbrechens gleicht einem Kunstwerk des Schreckens. Ein Totenschädel ist an einen Baum genagelt, ein Band hängt aus der linken Augenhöhle und daran ein goldener Skarabäus, der den Weg zu einem noch viel grausigeren Fund weist . . .

Elizabeth kommt dieses Szenario unheimlich bekannt vor. Ihre größte Angst: dass es nicht bei diesem einen Mord bleibt. Und sie behält Recht. Die Serie kunstvoll inszenierter Verbrechen nach Motiven des Meisters des Makabren versetzt schließlich ganz Illinois in Angst und Schrecken.

Um den nächsten Schritt des Psychopathen, den die Medien den »Raben« nennen, vorauszusehen, sucht sie Hilfe bei Scott Gregory – ihrem ehemaligen Liebhaber und Spezialisten für Edgar Allan Poe. Können sie den Wettlauf gegen die Zeit gewinnen, bevor der »Rabe« sein nächstes großes Kunstwerk vollendet?

Sheldon Rusch arbeitet als Marketingmanager und Yogalehrer. Schon immer interessierte er sich für Edgar Allan Poe. Er lebt mit seiner Frau und drei Kindern in der Nähe von Milwaukee in Wisconsin. »Rabenmord« ist sein erstes Buch.

Unsere Adresse im Internet: www.fischerverlage.de

SHELDON RUSCH
RABENMORD

THRILLER

Aus dem Amerikanischen
von Irmengard Gabler

Fischer Taschenbuch Verlag

Die Gedichte »Die Glocken« und »Allein« wurden übersetzt von Hedda Möller-Bruck und Hedwig Lachmann (erschienen in: Edgar Allan Poe, Werke, Bd. I, J. C. C. Bruns, Minden 1914).

Deutsche Erstausgabe
Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag,
einem Unternehmen der S. Fischer Verlag GmbH,
Frankfurt am Main, September 2006

© Fischer Taschenbuch Verlag in der S. Fischer Verlag GmbH,
Frankfurt am Main 2006
Die amerikanische Originalausgabe erschien 2005
unter dem Titel ›For Edgar‹ im Verlag Penguin Group, New York
© 2005 by Sheldon Rusch
Gesamtherstellung: Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN-13: 978-3-596-16879-8
ISBN-10: 3-596-16879-1

1

An einem Dienstagmorgen Mitte September war das Letzte, was Elizabeth Taylor Hewitt brauchen konnte, eine sterbende Krähe am Wegrand, wo sie täglich eine Runde spazieren ging, um das Thema Tod eine Weile aus dem Kopf zu bekommen. Und das Schlimmste, was sie tun konnte, um gegen ihr morgendliches Ritual zu verstoßen, war, stehen zu bleiben und das Tier dabei zu beobachten, wie es sein irdisches Dasein aushauchte. Doch genau das tat sie. Ihre schwarzen Schuhe verharrten auf dem pockennarbigen Asphalt und die überanstrengten Augen auf dem glänzend schwarzen Gefieder des Vogels.

Elizabeth suchte nach irgendeinem Lebenszeichen. Einem Heben der Brust. Einem Beben des Schnabels. Einem Zittern der still gefalteten Flügel. Doch eine Minute verstrich, und da war nichts. Was in Elizabeth die Frage aufwarf, ob der Vogel vielleicht schon krepirt war, aufrecht stehend, einfach so. Kaum vorstellbar, dass dieses Geschöpf noch vor kurzem imstande gewesen sein sollte, sich in den Himmel aufzuschwingen. Es glich eher einem ausgestopften Exemplar, das schon im frischen Schellackmantel glänzte.

Sie kam jedoch zu dem Schluss, dass eine tote Krähe nicht aufrecht stehen konnte. Jedenfalls nicht so lange. Dann musste der feuchte Schimmer etwas anderes sein. Er schien eher von innen zu kommen als von außen. Schwitzten Krähen etwa? Vielleicht brachte der Vogel damit ja etwas völlig anderes zum Ausdruck. Womöglich war dies die Art und Weise, wie ein sterbender Vogel weinte.

Himmel, es war doch nur eine beschissene Krähe. Eine fiese,

arrogante, kreischende, nervende Krähe. Und sie hasste Krähen, hasste alles an ihnen. Wenngleich es schwieriger war, etwas Sterbendes zu hassen als etwas Lebendiges – auch wenn es sich um die abgefemtsten Schlächter handelte. Egal, ob so ein Killer auf einem keimfreien Rollbett in der Todeszelle des Staatsgefängnisses starb oder zu ihren Füßen – einmal sogar in ihren Armen, niedergestreckt von einer Kugel aus ihrem eigenen Dienstrevolver: Der Tod war nie ein Grund zum Feiern. Der Tod war immer ein trauriges Ende.

Es war ein ungewöhnlich kühler Morgen für Ende September im Mittleren Westen. Elizabeth war froh, dass sie sich auf dem Weg nach draußen ihren Mantel geschnappt hatte. Wenn sie irgendetwas tun könnte, um der gottverlassenen Krähe zu helfen, dann würde sie es tun. Sagte sie sich. Redete sie sich ein. Aber zwischen der Erde unter ihr und dem Paradies irgendwo jenseits der silberblauen Himmelskuppel gab es Herrgott nochmal gar nichts, was sie hätte tun können.

Sie bewegte sich. Ein Beben der Brust und ein Heben des Schnabels. Genug, um einen Schauer durch Elizabeths angespanntes Nervensystem zu jagen. Sie schlug den Mantelkragen hoch und war dankbar für die zusätzliche Wärme im Nacken. Dann setzte sie ihre Füße in Bewegung, drehte sich um und lief davon, zurück nach Hause.

Als sie schließlich wieder auf dem Weg zu der sterbenden Krähe war, spürte sie das Gewicht ihres Dienstrevolvers in der rechten Manteltasche. Es war wirklich reichlich idiotisch, was sie da vorhatte. Für jeden vernünftigen Beobachter. Und definitiv im Auge des Schusswaffengesetzes im Staate Illinois. Aber es gab keine sonderlich vernünftigen Zuschauer, sie selbst inbegriffen. Und die einzige anwesende Gesetzeshüterin des Staates Illinois hatte beschlossen, kurzerhand darüber hinwegzusehen.

Ihre Augen glitten über den Straßenrand. Überwiegend Goldrute. Mit orangefarbenen Tupfen verblühender Tigerlilien und den stacheligen Ranken eines Heckenrosenstrauchs, dessen rosa Blüten längst verwelkt waren.

Sie befühlte den Revolver in ihrer Tasche, mochte – wie immer – seine nüchterne Härte und dass er sich ein paar Grad kühler anfühlte als alles andere.

Er war gesichert.

Keine hundert Meter mehr bis zu der Stelle, wo die Krähe stand und wartete. Auf *sie* wartete, wie das Schicksal es wollte, damit *sie* sie aus ihrer misslichen Lage erlöste. Elizabeth überraschte die Entschlossenheit ihres Gangs, die Art und Weise, wie ihr ganzer Körper sich auf den Gebrauch der Waffe eingestellt hatte. Krähe oder nicht, das Adrenalin tat seine Wirkung.

Noch dreißig Meter bis zu dem sterbenden Tier. Zwanzig. Zehn . . .

Herrgott nochmal. Die Krähe war hin. Verdammt, da war ihr dieses undankbare Vieh doch glatt zuvorgekommen und hatte ohne sie den Abgang gemacht. Ein Frösteln durchlief ihren ganzen Körper.

Sie zog die Hand aus der Manteltasche, wobei sie Mühe hatte, die Finger vom kalten Metall zu lösen.

Das Bild des schimmernden schwarzen Vogels begleitete sie während des Frühstücks bis unter die Dusche. Anschließend gesellte es sich zu ihr in den blauen Mazda und fuhr mit ins Präsidium. Es verblasste erst beim dritten Lied auf ihrer John Coltrane/Johnny Hartman-CD »*My One and Only Love*«.

»*Chicks Who Like Jazz*«, Mädels, die Jazz mögen. Sie war Mitglied des Vereins, mit Ausweis. Es war immer ein bisschen komisch, wie einschüchternd diese Jazz-Sache auf Männer wirkte. Besonders beim ersten Date. Wenn aus der Stereoan-

lage im Wohnzimmer zum ersten Mal die Anfangstakte von *So What* gepoltert kamen. Ihre Antwort auf die unvermeidliche Frage (»Welches Album?«) war immer kurz und knapp – wie vom Profi im Plattenladen. »Miles Davis. ›*Kind of Blue*‹.«

Komisch war aber auch, wie schnell die Männer ihre anfängliche Scheu überwinden konnten. Üblicherweise am selben Abend. Jazz und Sex, eine tolle Mischung.

Hauptsache, der Abend war ein Knaller.

Immer wenn sie Johnny Hartmans tiefe, schmachtende Stimme hörte, dazu Coltranes rauchiges Saxophon, sehnte Elizabeth sich nach solch einem besonderen Abend. Jetzt, jenseits der fünfunddreißig, befahl sie hin und wieder dieses quälende Bedürfnis, doch noch zum Zuge zu kommen, die Ahnung, dass es ihr nicht nur um das *Eine* ging, sondern eher eine klitzekleine Alarmglocke seitens ihres Fortpflanzungsapparats war – dass die Uhr tickte, sollte er je zu dem Zweck gebraucht werden, für den er letztendlich gedacht war. Aber noch tiefer nagte in ihr die Vorstellung, dass es, egal, ob es sich ums Kinderkriegen handelte oder nur darum, sich den täglichen Lebenskampf ein wenig erträglicher zu machen, definitiv keine Zeit zu verschwenden galt. Denn eines Tages würde der Todesvogel auch auf ihrem Rasen hocken.

Ihr Handy klingelte, und es meldete sich ihr Chef: Captain Ed Spangler. Sie machte sich nicht die Mühe, die Musik leiser zu drehen. Spangler kannte ihr kleines Jazzproblem.

»Unterwegs, Hewitt?«

»Seit zehn Minuten.«

»Ich hab mich gefragt, ob Sie einen gültigen Ausweis für die staatlichen Parkanlagen am Wagen haben«, bellte Spangler mit seiner Ein-Tag-nach-dem-Football-Match-Stimme.

»Welcher Park, und worum geht's?«

»Chain-O-Lakes. Eine Mutter und ihre kleine Tochter. Ha-

ben beim Wandern einen menschlichen Schädel gefunden, an einen Baum genagelt. Genauer gesagt, das Mädchen hat ihn gefunden.«

Elizabeth musste kurz daran denken, wie sie als Kind reagiert hätte, wenn sie beim Spielen im Wald plötzlich von einem Totenschädel angestarrt worden wäre. »Tja, wenigstens hat sie später im Feriencamp die unheimlichste Geschichte auf Lager.«

»Der Bezirkssheriff und die von der Spurensicherung sind schon vor Ort«, sagte Spangler. »Aber eigentlich sind wir zuständig. Es wäre gut, wenn Sie hinfahren und sich das Ganze mal ansehen könnten.«

»Ein Tag im Park und neue Freunde«, sagte Elizabeth. »Wer kann dazu schon nein sagen?«

2

Das kleine Mädchen stand neben seiner Mutter, die rechte Hand in der Tasche seiner graublauen Sweatshirtjacke vergraben. Hätte der Deputy nicht die offizielle Polizeiuniform des McHenry County getragen, hätte man denken können, das Kind stehe brav da und warte, während seine Mutter sich auf einem morgendlichen Vogelbeobachtungsgang mit einem Ornithologen unterhielt.

Elizabeth sah die Kleine aus den Augenwinkeln, als sie auf die Eiche zuing. Der Schauplatz des Verbrechens war weiträumig mit gelbem Band abgesperrt. Hinter ihr ging Dave Mangan, der Sheriff von McHenry County, und kommentierte das Ereignis.

»Ausgerechnet heute muss das passieren. Mann, meine einzige Tochter hat letzte Nacht ihr erstes Kind gekriegt. Meinen ersten Enkel. Einen Jungen. Und heute Morgen um halb acht holen die mich hierher, damit ich mir diese verdammte Schweinerei ansehe. Herrgott nochmal, das ist mein erster Tag als Großvater!«

»Sie sind hier der Sheriff«, sagte Elizabeth. »Wenn was Schlimmes passiert, rufen die Leute eben Sie an. Und meiner Erfahrung nach machen schlimme Sachen nicht oft Urlaub.«

»Mann, davon kann ich ein Lied singen!« Der Sheriff spie die Worte fast aus, als sie sich unter dem Absperrband durchbückten. »Ich meine ja nur, jetzt wird mich immer das eine an das andere erinnern . . .«

Seine Stimme versagte, als sie direkt unter der Eiche standen. Elizabeths Augen glitten den Stamm hinauf, folgten einem tief sitzenden Ast zur Seite und erblickten den Schädel,

aus dessen linker Augenhöhle ein langes Stück Geschenkband hing und im Wind flatterte.

»Gruselig«, murmelte der Sheriff.

Elizabeth antwortete nicht. Sie starrte auf den Schädel. Er war reinweiß. Wie gebleicht, gesäubert, poliert. Präpariert für seinen großen Tag. Mit den Augen folgte sie dem goldenen Band bis zu der Stelle, wo nur einen Meter über dem Boden das lose Ende hin und her baumelte. Der Schädel war markiert worden, damit ihn jemand entdeckte.

»Ein Künstler«, flüsterte Elizabeth – mehr zu sich selbst als zum Sheriff.

»In den Baum wurde ein Nagel gehauen, und der Schädel hat hinten ein Loch.«

»Wie der brave Heimwerker seinen Schädel eben aufzuhängen pflegt«, stellte Elizabeth trocken fest.

»Wir haben hier eine Leiter. Steigen Sie ruhig rauf und sehen sich das Ding mal an«, sagte der Sheriff.

Elizabeth nickte. Ein junger Deputy mit bronzefarbenem Haar, haselnussbraunen Augen und einem Tick zu viel *Obsession* von Calvin Klein hielt ihr die Leiter, während sie hinaufkletterte. Jetzt war Elizabeth froh, dass sie ihre schwarze Jeans angezogen hatte und nicht den engen Rock von DKNY.

Noch etwa zwei Meter und sie konnte dem Schädel direkt in die Augen sehen. Ihr erster Gedanke bestätigte sich. Es war keine Nachbildung für den Hörsaal, dazu bestimmt, Anatomiestudenten anzuglotzen. Es war ein *echter* menschlicher Schädel, den bis vor kurzem ein menschliches Gesicht bekleidet hatte.

Sie lugte dahinter und sah den Nagel und das Loch im Scheitelbein. Als sie sich wieder der Vorderseite widmete, fiel ihr auf, dass das goldene Band in die Augenhöhle führte, wo es mit Klebeband befestigt war. Und wie das Band nach unten hing,

fast bis zum Boden – als hätte in der Tat ein Kind den Schädel finden sollen.

Es war an der Zeit, mit dem kleinen Mädchen zu sprechen. Auch mit der Mutter. Aber vor allem mit dem Mädchen.

»Ungefähr ein Kilometer von hier ist ein Campingplatz«, hörte sie den Sheriff sagen, während sie die offizielle McHenry-County-Leiter hinunterstieg. »Einer von meinen Männern hört sich dort um, ob irgendwer irgendwas gesehen oder gehört hat.«

»Bestimmt nicht«, sagte Elizabeth, als sie wieder festen Boden unter den Füßen hatte. »Dieser Typ hat sich nicht all die Mühe gemacht und eine Szene wie diese hier arrangiert, nur damit irgendein Camper ihn in flagranti dabei erwischt. Ich möchte wetten, dass er kaum Spuren hinterlassen hat.«

Elizabeth konzentrierte sich auf das goldene Band. Sie nahm sich einen Augenblick Zeit, um das Ende zu untersuchen. Es war flach, unverdreht. Falls irgendetwas daran befestigt gewesen war, gab es keinen Hinweis darauf.

Elizabeth ließ den Sheriff mit seinem Deputy und den Leuten von der Spurensicherung allein, die mit der schweigsamen Betriebsamkeit einer Putzkolonie in einem Hotel den Tatort untersuchten.

»Ich bin Special Agent Hewitt von der State Police«, sagte sie, als sie auf Mutter und Tochter zuing. Der Deputy, der sich um die beiden gekümmert hatte, zog sich diskret zurück.

»Wenn du magst«, sagte Elizabeth, wobei sie sich dem Mädchen zuwandte, »wenn du magst, darfst du mich Liz nennen. Und wie darf ich dich nennen?«

Verständnislos sah die Kleine ihre Mutter an.

»Wie du heißt, meine ich«, stellte Elizabeth klar.

Die Mutter nickte und versetzte dem Mädchen einen kleinen Stups.

»Maddy«, sagte das Mädchen mit Elfenstimme.

»Hübscher Name«, sagte Elizabeth.

»Eigentlich heiÙe ich Madison«, gab das Kind freimütig zu.

Elizabeth schenkte ihm ihr entwaffnendstes Lächeln, nicht ganz unaufrichtig – schließlich gab es solche Zufälle. »Weißt du was, Maddy? Ich bin in einer Stadt namens Madison aufs College gegangen. In Wisconsin.«

»Hast du da gelernt, wie man eine Polizeilady wird?«

Die Frage des Mädchens traf sie unerwartet. Die Mutter sprang in die Bresche. »Als sie Sie kommen sah, fragte sie mich, wer Sie sind. Ich sagte ihr, Sie seien eine Polizeilady. Tut mir Leid, wenn der Begriff Sie beleidigt hat.«

Leute aus dem Mittleren Westen. Elizabeth lächelte bei dem Gedanken. Immer so verdammt entgegenkommend. Immer am Entschuldigen. Immer darauf bedacht, nur ja keinen zu kränken. Nur ja nicht aufzufallen.

»Polizeilady ist goldrichtig«, sagte Elizabeth.

Sie befragte zuerst die Mutter, Montgomery Krier, hielt aber ihre Antennen dabei auf das Kind gerichtet. Während sie ihre Fragen stellte, behielt sie die rechte Hand der Kleinen im Auge, die in der rechten Tasche der Sweatshirtjacke steckte, der Unterarm angespannt, als wollte sie den Gegenstand, den sie dort drin versteckte, auf keinen Fall hergeben.

Die Befragung der Mutter war wenig ergiebig. Nein, sie hatte nichts Verdächtiges gesehen. Und sie hatte auch nichts gehört in der Nacht auf dem Campingplatz. Ein paar interessante persönliche Details waren aus ihren Antworten herauszuhören. Sie und ihr Mann hatten sich im Juni getrennt. Dieses Campingwochenende war traditionell immer ihr letztes der Saison, und sie war fest entschlossen gewesen, es zu genießen. Sie hatte Maddy eigens noch ein paar Tage vom Kindergarten befreit, um mit ihr zusammen eine wirklich schöne Zeit zu verbringen.

Ein Bezirkssheriff und sein erster Tag als Großvater, ein für allemal verdorben. Eine getrennt lebende Frau und ihre Tochter, der schöne Campingurlaub unwiederbringlich ruiniert. Was so ein Totenschädel im Baum nicht alles anrichten konnte.

Eine nützliche Information hatte Elizabeth der Mutter jedoch aus der Nase ziehen können: Kurz bevor sie den Schädel gefunden hatte, war die Kleine ein wenig vorausgerannt und aus dem Blickfeld der Mutter geraten. Auf Nachhaken Elizabeths hatte die Mutter gemeint, dass etwa eine Minute vergangen war, bevor sie Maddy hatte schreien hören. Das Mädchen war also eine Zeit lang allein gewesen mit dem Schädel und, wichtiger noch, mit dem goldenen Band.

»Maddy, ich möchte dir gerne ein paar Fragen stellen.«

Das Mädchen blickte Hilfe suchend zu seiner Mutter. Diese nickte ihm aufmunternd zu, dass die Polizeilady in Ordnung sei.

»Wie alt bist du, Maddy?«, fragte Elizabeth mit einer Stimme, die eher nach einer Losverkäuferin auf dem Rummelplatz klang als nach einer Polizeilady.

»Fünfeinhalb.«

»Lass mich deine Lieblingsfarbe raten.«

Ein weiterer Blick des Kindes zu seiner Mutter. Wieder nickte diese.

»Grün?«

Das Mädchen schüttelte den Kopf.

»Rosa?«

Wieder nein.

»Lila?«

Ein widerstrebendes Grinsen. Ein bejahendes Nicken.

»Nur noch eine Frage, Maddy«, sagte Elizabeth. »Als du das goldene Band am Baum entdeckt hast, war da noch etwas? Ein

Blatt Papier vielleicht? Ein kleiner Zettel oder etwas in der Art? War da *irgendetwas*, Maddy?»

Während sie die Frage stellte, beobachtete Elizabeth die Reaktion, die sie vorausgeahnt hatte. Ein kaum merkliches Spiel der zierlichen Muskeln im rechten Unterarm des Kindes. Außerdem ein unbehagliches Zögern, in das sich augenblicklich die Mutter einschaltete.

»Schatz, hast du noch was gefunden?«, fragte sie und warf Elizabeth einen entschuldigenden Blick zu, falls diese die Frage als Einmischung auffassen sollte. Elizabeth lächelte geduldig.

Dies als Aufmunterung verstehend, polterte die Mutter auch schon mit der Tür ins Haus, schneller als Elizabeth lieb war. »Maddy, hast du etwas in deiner Tasche?«

Wieder lief ein Zittern durch Maddys Arm, als sie langsam die Hand aus der Tasche zog. Elizabeth spürte ein Kribbeln im Bauch bei der Aussicht auf eine persönliche Signatur, eine mögliche Visitenkarte des kranken Hirns, das sie alle hier zusammengesammelt hatte.

Stattdessen kam sie in den Genuss eines dicken fetten Nichts. Beziehungsweise eines dicken fetten Nichts in Gestalt eines Kiefernzapfens.

»Den hab ich zuerst gefunden«, erklärte Maddy Krier mit einer Stimme, die sie speziell für Entschuldigungen gegenüber Erwachsenen parat hatte. »Danach hab ich den Schädel entdeckt. Ich wünschte, ich hätte ihn nicht gefunden. Jetzt seh ich ihn immer vor mir, wenn ich die Augen zumache.«

Elizabeth verstand sie gut. Wenn sie nachts den Kopf aufs Kissen legte und die Augen schloss, wollten die Bilder oft kein Ende nehmen, die da im Heimkino ihrer eigenen Erinnerung auftauchten.

»Ich weiß, Kleine«, sagte sie. »Ich hab auch schon eine Menge unheimlicher Sachen gesehen.«